

ELINA PENNER

MIGRANTEN MUTTI

a

aufbau

»Satirisch-politische
Essays on fire.«

NINIA LAGRANDE

Kinderbetreuung. Was es auch nicht gab: einen »echten« Job für mich, als Angestellte, irgendwo; also dachte ich mir: »Kannst ja ein bisschen schreiben, nebenher.«

Ich war müde, wütend und schrieb mir den Frust von der Seele – in den ersten Artikeln ging es um Bewerbungsgespräche und die Jobsuche als junge Mutter. Die Leserschaft freute sich, meine Perspektive wurde als »frisch« empfunden. Für meine Chefin und Hauptstadtmutti-Gründerin Isa Grütering allerdings war nichts daran fresh. Sie kannte dieses Gefühl, diese Not, und hatte einige Jahre zuvor genau aus ihr heraus Hauptstadtmutti gegründet: Elternzeit, keine Perspektive, keine Flexibilität im alten Job. Früher, als Mütter noch nicht bei Instagram posteten, verarbeitete man in längeren Texten seinen Frust. Der Mamablog war geboren und das Internet war voll von tagebuchähnlichen Einträgen über schlaflose Nächte, volle Windeln und hübsche Mützen. Deren Zielgruppe hätte ich sein sollen – und war es doch nicht. Nichts interessierte mich weniger als der Alltag anderer Eltern. Bis heute übrigens erschließt sich mir dieses »bei anderen Mäuschen Spielen« nicht wirklich, für mich ist das meiste davon unfassbar cringe – aber wenn es hilft, bitte schön.

Nur mit Hauptstadtmutti konnte ich mich zumindest so weit anfreunden, dass ich die Porträts las, weil mich die Frauen inspirierten. Ich guckte mir die Streetstyles an, so wie ich gerne durch Modemagazine blätterte. Und doch gab es für mich viel zu lernen: dass es in Deutschland sehr wohl mal ein ausgebautes Kita-Netzwerk gegeben hatte und dass es bis heute keine ostdeutschen Professor*innen oder Vorstände gibt. Mein Horizont erweiterte sich durch den Austausch mit ostdeutschen Frauen. Ich selbst war offensichtlich westdeutsch sozialisiert. Unser Redaktionsteam bestand aus alleinerziehenden, verheirateten und kinderlosen Frauen. Es war alles dabei, nur kein Klischee.

Die typischen »Working Mom«-Texte, die uns in der Hauptstadtmutti-Redaktion erreichten oder die wir woanders lasen,

thematisierten vor allen Dingen das vermeintliche schlechte Gewissen der sich nicht zu 100 Prozent ihrer Zeit ihren Kindern widmenden Mutter. Immer und wieder wurde daran verzweifelt und darüber gerätselt, wie man das schlechte Gewissen abstellen könnte. Es schien so, als bestünde das Internet nur noch aus zwei Lagern: »bösen Karrierefrauen«, die ihre 6 Monate alten Babys in der Kita unterbrachten, und »irren Langzeitstillenden«, die das Konzept »kitafrei« lebten. Ich fand mich nirgends wieder. Nach ein paar Wochen vorgetäuschten Interesses hörte ich auf, diese Blogs zu lesen. Sie hatten einfach nichts mit meinem Leben zu tun.

In diesem ging es folgendermaßen weiter. Ich hatte eine Festanstellung in einem Start-up gefunden und angetreten. Vollzeit. Zum Glück mit ordentlich Flexibilität, also lebte ich das, was als Berliner Großstadtklischee gesehen werden könnte: Ich gaukelte mir vor, dass alles voll machbar ist, solange ich das Kind regelmäßig mit auf eine Vernissage nehme und lächelnd auf Mutti-Brunches klatsche, wenn eine der Teilnehmerinnen das Wort »Feminismus« in den Mund nimmt.

Bis die Seifenblase platzte. Ein Burnout, eine Fehlgeburt, eine radikale Entscheidung später war klar: Wir ziehen zurück in die Heimat. Denn bei all den arbeitenden Müttern, die mich bis zur Geburt meines Kindes geprägt hatten, war natürlich eine das größte Vorbild, meine eigene. Was hatte ich von ihr gelernt? Vor allem, dass Partnerschaft und Kinderbetreuung ein Gemeinschaftsprojekt waren.

Sie waren auch ein Schlüsselkind, sagen mir Frauen gerne, wenn sie mir auf Events klarmachen wollen, dass sie ähnlich aufgewachsen sind wie ich. Die meisten von ihnen hatten alleinerziehende Mütter oder sind in der Großstadt aufgewachsen, viele auch einfach in Ostdeutschland. Meine Replik: »Yeah well, ich bin aber in Dorfhausen aufgewachsen, umgeben von ostwestfälischen Stepford Wives, die ›Grüß Mutti‹ unironisch als Verabschiedung rausbauen. Mutti war

aber leider arbeiten und bis sie wieder zu Hause war, hatte ich vergessen, dass ich sie grüßen sollte.«

Als ich in den 90ern aufgewachsen bin, kann ich mich kaum an Mütter erinnern, die arbeiten gegangen sind. Außer natürlich meine eigene. Und meine Großmutter. Und meine Tanten. Und die Freundinnen meiner Mutter. Wenn ich von »arbeiten gehen« spreche, meine ich nicht in Teilzeit in einem kuscheligen Büro, sondern, gleich beschwert sich wieder die Klischee-Kontrolle, auch putzen zu gehen.

Für mich als Kind bedeutete die Tatsache, dass meine Mutter arbeitete, auch, immer mal wieder mitzumüssen, wenn meine Mutter das Pflegedienstauto noch abgeben musste, noch eine Tour fahren musste, noch schnell wohin musste. So lernte ich, dass der Schlaf von Müttern heilig war, vor allen Dingen, wenn sie in der Nachtschicht gearbeitet hatten. Ich war also Fernsehkind, Mikrowellenkind, Omakind, Schlüsselkind.

Was ich nicht war: nur das Kind einer Mutter. Meine Identität war maßgeblich davon beeinflusst, auch das Kind meines Vaters zu sein. Ich war eine Enkeltochter, bis Mitte 20 auch eine Urenkeltochter, und ich war eine Nichte, eine Cousine. Es gab keinen binären Richtungspfeil mit zwei Enden zwischen mir und meiner Mutter, es gab einen sich drehenden Glücksradpfeil, immer in Bewegung. Ob und inwiefern die Hauptverantwortung für mich als Kind natürlich dennoch bei meiner Mutter lag, kann ich aus meiner Perspektive nicht beurteilen, natürlich lag damals und liegt auch heute bei uns der Großteil des Mental Load bei ihr. Doch ich als Kind nahm mich als Teil einer Familie wahr, nicht als Hauptbeschäftigung meiner Mutter.

Während meine Mutter also von Montag bis Sonntag (Pflege hat kein Wochenende) arbeitete, saß mein Vater 9-to-5 in seinem Büro und war spätestens Freitagnachmittag im Feierabend. Die Vorstellung, dass er sich dann aufs Sofa gelegt hätte, um den SPIEGEL zu lesen, und die Füße hochgehoben hätte, während um ihn herum gesaugt wurde, treibt mir die Tränen in die Augen, vor Lachen.

Mein Vater saugte, wischte, staubwischte, brachte an, brachte runter, brachte raus, schmiss weg, reparierte, wärmte auf, deckte Tische, spülte ab, räucherte Lachs, schälte Kartoffeln, machte Hackfleisch, schnitt Kinderfingernägel, rührte um, taute auf, fror ein. Das ist eine extrem unvollständige Liste.

Diese Aufzählung ist mir wichtig, weil sie erklärt, wie ich geprägt bin. Die (meist westdeutschen) Menschen (ohne Migrationserfahrung), die ich treffe, die ihre Väter noch nie beim Staubsaugen oder Kochen erleben durften, sind zahlreich. Frauen berichten mir von Ehemännern, die simpelste Haushaltsdinge nicht hinkriegen, weil es ihnen nie jemand gezeigt oder vorgelebt hat. Ist natürlich eine offensichtliche Ausrede, so etwas kann man sich selbst aneignen.

Wenn Kinder in der Schule krank wurden und abgeholt werden mussten, kam nicht immer Mutti, sondern oft genug der »Vatti«, weil guess what, du kannst eine Wachkomastation oder eine Tour im ambulanten Pflegedienst nicht so gut verlassen wie ein Büro. Du kannst das Fax auch in 20 Minuten noch schicken, der Einlauf muss *jetzt* gelegt werden.

Wer sagt eigentlich, dass man das alles allein hinkriegen muss? Wer hat das jemals gesagt? Wer hat sich hingesetzt und festgelegt: So, die Mutti, die kümmert sich um die Kinder und Essen und Haushalt. Also, bei aller Liebe, werte deutsche Eltern ohne Migrationshintergrund, das müssen eure Leute gewesen sein, ich habe das nie zu hören bekommen. Und deshalb haben mich journalistische Artikel oder Blogbeiträge über gleichberechtigte Elternschaft auch nicht angesprochen: weil Menschen, die es sich nicht leisten können, dass einer zu Hause bleibt, sich die Frage nach Gleichberechtigung gar nicht erst stellen. Die *müssen* gleichberechtigt erziehen. Was glaubt ihr eigentlich, wo die Kinder von den Krankenschwestern sind, wenn ihr nachts zur Notaufnahme müsst? Oder die der Altenpflegerin?

Oder die der Flugbegleiterinnen? Der Kassiererinnen im Supermarkt, der bis 23 Uhr aufhat?

Es ist ein gemeinsames Projekt, nicht nur, weil es finanziell nicht anders geht, sondern auch, weil natürlich beide ein Recht darauf haben, arbeiten zu gehen, Geld zu verdienen, vorzusorgen und, ugh, furchtbarer Begriff, »rauszukommen«. Ich glaube, dass es da draußen noch viel mehr Mütter gibt, die so aufgewachsen sind wie ich, geprägt wurden wie ich, von Vätern, die ganz klar Verantwortung übernommen haben, mit Wochenenden bei den Großeltern, mit Hausaufgaben auf dem Rücksitz und mit Chefinnen, die Kinder hatten. Vielleicht haben diese Mütter einfach keine Zeit oder keinen Bock, darüber zu schreiben, versteh ich, aber vielleicht finden sie sich genauso wenig wieder in den Texten über angeblich moderne Mutterschaft wie ich.

Das Mutter-, das Elternsein, das ganze Familiending kann und sollte nicht von einer Person allein zusammengehalten werden. Es ist einfach Mathe, und so schlecht wie ich in diesem Fach war, habe selbst ich verstehen können, dass die Gleichung »1 Mutter für 1 Kind, für 1 Haushalt, für 1+ pflegebedürftige Angehörige, für 1 Erwerbsarbeit, für 1 Beziehung, für 1 Leben« nicht aufgeht.

Wenn man Geld hat, kann man Betreuungspersonen engagieren, wenn man Glück hat, wie ich, kriegt man das umsonst durch die eigene Familie. Aber was ist, wenn es das beides nicht gibt? Was dann? Scheiße ist es dann. Dieses Land kriegt es nicht hin, also müssen wir. Wir müssen um Hilfe bitten, uns vernetzen, uns helfen, uns eingestehen, dass nichts davon allein geht.

Als ich das erkannt hatte, war ich sofort bereit, die Großstadt zu verlassen; weil es dort nicht funktioniert hat, kleine Kinder mit zwei Vollzeitjobs zu erziehen. Weil es nicht nur meine Kinder sind. Auch meine Kinder sind Nichten und Neffen, sie sind Enkelkinder und sie sind Urenkelkinder. Sie haben ein familiäres Netzwerk, unser großes